

Heroes Reborn – Event Serie

Die zweite Folge der neuen E-Book-Serie »Heroes Reborn«, die auf den faszinierenden Charakteren und der reichhaltigen Mythologie der weltweit erfolgreichen NBC-Serie »Heroes« sowie der lang erwarteten Fortsetzung »Heroes Reborn« basiert.

Die neue Staffel setzt fünf Jahre nach dem Finale der vierten Staffel ein, in einer Welt, in der Menschen mit außergewöhnlichen Fähigkeiten gefürchtet, verfolgt und angegriffen werden.

Die E-Book-Folgen 2-6 erzählen abgeschlossene Geschichten von Menschen und Evos und erweitern somit das Heroes Reborn Universum. Die einzelnen Folgen können unabhängig und in beliebiger Reihenfolge gelesen werden.

Folge 2: Blindes Vertrauen

Die weiterentwickelten Menschen – genannt Evos – geraten durch die Regierung und durch die Menschen auf der ganzen Welt immer mehr unter Druck. Nachdem Vater Mauricio sich mit einem aufgewühlten Teenager angefreundet hat, der ein schreckliches Geheimnis in sich trägt, sucht er nach einem Weg, allen Evos zu helfen. Als Priester ist es seine Bestimmung, die Unschuldigen zu beschützen – und zu ihnen gehören auch die Evos, die unverschuldet um ihr Leben und ihre Freiheit fürchten müssen.

Der Autor

Der *New York Times*-Bestsellerautor Timothy Zahn ist vor allem für seine acht »Star Wars«-Romane bekannt. Außerdem ist er der Autor der »Quadrail«-Serie, der »Cobra«-Serie sowie der »Dragonback«-Serie für junge Erwachsene. Zuletzt wurde von ihm »Terminator: Die Erlösung – Nach dem Feuer«, eine Fortsetzung des Films, und »Cobra Guardian«, das zweite Buch der »Cobra War«-Trilogie, veröffentlicht.

Timothy Zahn

HEROES REBORN

Event Serie

Folge 2: Blindes Vertrauen

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Copyright © 2015 Universal Studios Licensing LLC. Heroes Reborn: Event Series is a trademark and copyright of Universal Television. Licensed by Universal Studios Licensing LLC 2015. All Rights Reserved.

Published by Bastei LLC, Santa Monica, USA

Written by Timothy Zahn

Für die deutsche Ausgabe:

Übersetzung: Kerstin Fricke

Textredaktion: Jan Wielpütz

Cover photography/images: © 2015 NBCUniversal Media, LLC.

Covergestaltung: Cameron Cornelius

E-Book-Erstellung: Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-96002-007-3

Dieses E-Book enthält eine Leseprobe des Werkes »Heroes Reborn – Schmutzige Geschäfte« von Stephen Blackmoore.

Copyright © 2015 Universal Studios Licensing LLC. Heroes Reborn: Event Series is a trademark and copyright of Universal Television. Licensed by Universal Studios Licensing LLC 2015. All Rights Reserved.

Published by Bastei LLC, Santa Monica, USA

Übersetzung: Thomas Schichtel

Redaktion: Jan Wielpütz

Cover photography/images: © 2015 NBCUniversal Media, LLC.

Covergestaltung: Cameron Cornelius

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

»Großer Gott, möge sich die Kraft des Heiligen Geistes wie eine Wolke schützend am Himmel über uns ausbreiten«, betete die Frau auf dem überfüllten Rücksitz des zerbeulten Pickups.

Sie sprach das Gebet lauter als sonst, stellte Mauricio Chavez genervt fest, der das Lenkrad umklammerte. Jedenfalls laut genug, dass er es trotz des lärmenden Motors und dem Kratzen der Büsche, durch die sie fuhren, noch hören konnte –

was auch zweifellos ihre Absicht war. Maria war eine gute Mutter, aber ihre streng katholische Erziehung schlug sich in allem, was sie tat oder sagte, nieder.

Normalerweise störte sich Mauricio nicht weiter daran, aber sentimentale Worte und religiöse Ablenkungen waren nicht immer und jederzeit angebracht, erst recht nicht, wenn man gerade durch die mexikanische Wildnis in Richtung der Grenze zu den USA fuhr.

Neben Mauricio saß sein jüngerer Bruder Paco, der sich ängstlich an den Griff der Beifahrertür klammerte und anscheinend dasselbe dachte.

»Hey, *Madre*, beruhige dich, okay?«, rief Paco nach hinten.

»Rede nicht so mit deiner Mutter!«, schalt ihn ihr Vater, der neben ihr saß.

»Hör mal ...«

»Beruhige dich, Paco«, unterbrach Mauricio den Jungen. »Es ist alles gut.«

»Lenkt sie dich nicht ab?«, wollte Paco wissen. »Ich meine, diese Straße hier ... Ist das überhaupt eine *Straße*?«

Mauricio musste trotz seiner Anspannung lächeln. Er war siebzehn und somit genauso alt wie Paco gewesen, als er diese Straße das erste Mal zusammen mit Condor entlanggefahren war, und damals hatte er fast dasselbe gesagt.

Nein, dies war nicht wirklich eine Straße, aber nachdem er fünf Jahre lang Mexikaner, Guatemalteken und Honduraner über die Grenze gebracht hatte, kannte Mauricio die Gegend wie seine Westentasche.

Vielleicht kannte er sie aber auch eher so gut wie die Decke der Kirche, in die seine Eltern ihn seit seiner Taufe jeden Sonntag schleiften. Die Decke, die er immer anstarrte, während er versuchte, die Worte des Priesters zu ignorieren.

Es gab zugegebenermaßen einige Predigten, die er mochte. Ihm gefiel die Geschichte über die Verklärung des Herrn und die Wolke, die aufzieht, Jesus und einige Apostel einhüllt und mit ihnen spricht. Das war schon ziemlich cool. Immer, wenn es neblig oder diesig wurde, musste er an diese Geschichte denken und fragte sich, ob ihm so etwas auch passieren würde.

Er hatte Wolken schon immer gemocht. Als Junge hatte er manchmal stundenlang auf dem Boden gelegen und in den Himmel gestarrt. Er bildete sich dann ein, ebenfalls dort oben und ebenso kühl, unnahbar und ernst zu sein, denn so hätte er das Elend auf der Erde unter ihm einfach ignorieren können.

Aber die Wolken waren da oben und er war hier unten, und schon bald lernte er, dass es nur einen Weg aus diesem Elend gab.

Geld.

Der Wagen buckelte, als er durch ein besonders tiefes Schlagloch fuhr. Paco kreischte auf, und Mauricio musste grinsen. Das war ein übles Schlagloch, aber nichts im Vergleich zu den Löchern rechts und links daneben. Wie Condor immer so schön gesagt hatte: »Manchmal musste man die Kopfnuss hinnehmen, um einen Tritt in die Magengrube zu vermeiden.«

»Sei vorsichtig, Mauricio«, warnte ihn sein Vater. »Condor wird stinksauer, wenn du seinen Truck ruinierst.«

»No hay problema«, rief Mauricio nach hinten, während sein Lächeln verblasste. Condor würde so oder so wütend sein, egal, in welchem Zustand Mauricio den Wagen zurückbrachte.

Denn er hätte ihn sich eigentlich gar nicht nehmen dürfen. Und erst recht durfte er niemanden kostenlos aus Mexiko rausbringen. Wenn der Boss ihn dabei erwischte, dann erwartete Mauricio der Tritt in die Magengrube und noch weitaus Schlimmeres.

Doch er würde es hinnehmen. Dies war seine Familie, und nach fünf Jahren verfügte er endlich über genug Fähigkeiten und Geld, um sie aus Mexiko rausbringen zu können, damit sie ein neues Leben anfangen konnte. Dies war seine Chance, und er ging das Risiko bereitwillig ein.

Condor würde ihm sehr wehtun, wenn er den Truck zurückbrachte, aber irgendwann würde er sich wieder beruhigen. Selbst wenn er Mauricio die nächsten beiden Jahre ohne Lohn für sich arbeiten ließ, wäre das die Sache wert. Er hätte alles getan, um seine Familie zu beschützen.

In den USA würde sich seine Mutter natürlich eine neue Kirche suchen müssen. Leider würde Mauricio nicht oft genug mitkommen können, um sich das Deckenmuster einzuprägen – was er nicht wirklich bedauerte. Denn wenn das hier vorbei war, hatte er endgültig genug von Religion. Ein für alle Mal.

Er raste an einem vertrauten Steinhügel vorbei. »Wir sind da«, verkündete er. »Wir sind in den Vereinigten Staaten.«

Doch kaum hatte er die Worte ausgesprochen, brach die Hölle aus.

Zwei Geländewagen, die gerade außerhalb von Mauricios Blickfeld auf der Lauer gelegen haben mussten, schalteten ihre Scheinwerfer, Blaulichter und Sirenen ein. Paco fluchte lautstark, während Mauricios Mutter etwas schrie, das er nicht verstand – vermutlich ein weiteres Stoßgebet.

Doch Gott konnte ihnen aus diesem Schlamassel nicht heraushelfen. Mauricio nahm die Sache kurzentschlossen selbst in die Hand, indem er mit beinahe halsbrecherischer Geschwindigkeit weiterfuhr, sodass die Grenzpolizisten schon ihr Leben riskieren mussten, um mit ihm mitzuhalten. Wenn er sich genug Vorsprung verschaffte – und er wusste, dass er das schaffen konnte –, kannte er einige Kilometer voraus eine Stelle, an der sich seine Familie verstecken konnte, während er die Verfolger ablenkte.

Vermutlich glaubten die Polizisten, sie würden sich in dieser Gegend auskennen, aber Mauricio hatte weitaus mehr Ortskenntnis als sie.

Es dauerte einige angespannte Minuten und kostete den Pickup vermutlich auch den Rest seiner Aufhängung, aber letzten Endes lief es genau so, wie Mauricio geplant hatte.

»Macht euch bereit!«, rief er, als er sich der entscheidenden Stelle näherte. »Ich werde gleich hinter der Kurve anhalten und euch rauslassen. Etwa fünfzehn Meter rechts der Straße ist eine sägezahnartige Felsformation, hinter der ihr euch verstecken könnt, bis die Cops vorbeigefahren sind. Ich locke sie von euch weg und komme dann zurück, sobald ich sie abgeschüttelt habe. Habt ihr verstanden?«

»Aber was ist, wenn du ...«, setzte seine Mutter an.

»Ich will wissen, ob ihr das verstanden habt?«

»Ja«, antwortete sein Vater steif. »Sei vorsichtig.«

»Bin ich«, versprach ihm Mauricio. »Bereit?«

Er raste um die Kurve, wobei die Reifen kaum noch Bodenhaftung hatten, und trat auf die Bremse. »Los!«

Sie stürzten aus dem Wagen. Mauricio wartete nicht ab, um zu sehen, ob sie es bis zu den Felsen schafften, sondern fuhr sofort wieder los, sobald die Türen zugeknallt worden waren. Er musste sich in Bewegung setzen, bevor sich die Grenzpolizisten fragten, warum sie zu ihm aufgeholt hatten.

Doch das würde ihr letztes Erfolgserlebnis sein. Die Straße wand sich und war sehr holprig, und Mauricio würde das Gaspedal bis zum Bodenblech durchtreten.

Es gab einen Grund, warum vernünftige Menschen gewisse Risiken nicht eingingen. Wäre das da hinten nicht seine Familie gewesen, die sich

darauf verließ, dass er die Polizisten abschüttelte und zurückkehrte, sondern ein paar arme Bauern, die für ihre Reise im Voraus bezahlt hatten, dann hätte Mauricio die Kurve in der Schlucht nicht so schnell genommen.

Aber es war seine Familie, daher ging er dieses Risiko ein.

Und scheiterte.

Der Pickup überschlug sich und rollte den felsigen Abhang hinunter. Mauricio hielt sich überall fest, wo er konnte, am Türgriff, dem Lenkrad und dem Sicherheitsgurt, während seine Gedanken rasten und sein Körper hin und her geschüttelt wurde, sodass sich ihm der leere Magen umdrehte und er würgen musste. Eine Ewigkeit schien zu vergehen.

Und dann war es plötzlich vorbei.

Der Pickup lag auf dem Grund der Schlucht. Die Stelle war so unzugänglich, dass die Polizisten nur mit Seilen oder einem Hubschrauber hergelangen konnten. Mauricio lag in der Fahrerkabine, seine Hüfte wurden durch das Lenkrad in den Sitz gepresst.

Die Welt dort draußen war unerreichbar für ihn, die Nachwelt jedoch nicht. Während Mauricio vergeblich am Lenkrad herumzertrte, konnte er den tödlichen Geruch des Benzins riechen, der durch die zerbrochenen Fenster hereinwehte. Der Tank hatte ein Leck ... und nach dieser wilden Fahrt würden sehr viele Teile des Motors heiß genug sein, um es zu entzünden.

Mauricio Chavez würde sterben.

Erneut rüttelte er am Lenkrad, aber es war sinnlos. Er hämmerte gegen die Tür, doch auch das brachte nichts.

Und da ihm nichts anderes mehr übrig blieb, begann er zu beten.

Großer Gott. Ich war kein guter Mensch, ich war sogar sehr böse. Aber ich wollte nur meiner Familie helfen ...

Er schnaubte leise. Dies war nicht der richtige Zeitpunkt, um Gott anzulügen.

Zeit für eine andere Taktik. Wenn du mich überleben lässt, dann werde ich mein Leben ändern, das schwöre ich. Ich werde ein anständiger Mensch sein. Ich werde nicht mehr für Condor und die Kojoten arbeiten und keine Menschen mehr schmuggeln. Ich werde ... ich werde ins Priesterseminar gehen und Priester werden.

Der Benzingestank wurde intensiver. Leise sagte er das Lieblingsgebet seiner Mutter auf: *Großer Gott, möge sich die Kraft des Heiligen Geistes wie eine Wolke schützend am Himmel über uns ausbreiten ...*

Auf einmal stellte er fest, dass er schwebte. Er schwebte! Im Inneren des Trucks.

Soweit er es erkennen konnte, hatte er keinen Körper mehr.

Sein erster panischer Gedanke war, dass er gestorben wäre. Vielleicht hatte er einen Herzanfall gehabt, noch bevor der Wagen in Brand geriet und er verbrannte. War das Gottes Antwort auf sein Gebet? Dass er einen schmerzloseren Tod erlitt, als er es aufgrund seiner Leichtsinnigkeit verdient hatte?

Aber dies war nicht der Himmel. Es war auch nicht das Fegefeuer. Und es war ganz bestimmt nicht die Hölle, wofür er sehr dankbar war.

Außerdem: Wo war denn sein Körper, wenn er wirklich tot war? Er befand sich noch immer im Truck, und da klemmte keine Leiche hinter dem Lenkrad. Alles, was er über außerkörperliche Erfahrungen wusste, besagte, dass der eigentliche Körper an Ort und Stelle blieb. Aber wo war seiner hin?

Und da er gerade bei den verwirrenden Fragen war: Wenn er keinen Körper und keine Augen mehr hatte, wieso konnte er dann alles sehen?

Da bemerkte er etwas, das ihm zuvor nicht aufgefallen war. Im Licht der noch immer leuchtenden Scheinwerfer konnte er eine Wolke aus weißem Rauch oder Nebel um sich herum erkennen.

Nein, nicht um ihn herum. Er *war* diese Rauchwolke.

Aus dem Motorblock war ein warnendes Knistern zu hören. Mauricio schüttelte seine Angst und seine Verwirrung ab und stürzte in Richtung des zerbrochenen Fensters.

Er war draußen und schwebte auf und davon, bevor er begriff, dass er tatsächlich aus dem Wagen entkommen war. Wie ein Wölkchen, das vor einem Sommergewitter flüchtete, schwebte er immer höher und höher, um dem Inferno zu entkommen.

Schon befand er sich über den beiden Streifenwagen der Grenzpolizisten, die an der Klippe standen und auf das Fahrzeugwrack herabsahen, und dann ging der Pick-up in Flammen auf.

Mauricio wartete nicht ab, was die Polizisten tun würden. Sie konnten ja doch nichts ausrichten. Nicht jetzt.

Es gelang ihm, sich ein wenig zu beruhigen, als er zu der Stelle zurückkehrte, an der er seine Familie zurückgelassen hatte, sodass er ein wenig mit dieser neuen Gestalt experimentieren konnte. Rasch verstand er, dass er sich nach Lust und Laune bewegen konnte und dabei nicht mehr nachdenken oder sich anstrengen musste als beim Gehen – der Himmel stand ihm nun offen. Er konnte sehen und hören, aber riechen und etwas berühren schien nicht möglich zu sein.

Überdies war er in der Lage zu sprechen, genau wie die Wolke aus der biblischen Geschichte. Irgendwie verwirrte ihn dieser Teil mehr als alles andere.

Seine größte Furcht war, dass es sich um eine dauerhafte Veränderung handelte und er für immer eine körperlose Nebelwolke bleiben würde. Wieder und wieder versuchte er, sich in seine menschliche Gestalt zurückzuverwandeln, aber es wollte ihm einfach nicht gelingen.

Doch er gab nicht auf. Seine Familie durfte ihn auf keinen Fall so sehen. In dieser Gestalt konnte er sie nicht in Sicherheit bringen, nicht einmal, wenn es ihm gelingen sollte, sie davon zu überzeugen, dass es sich tatsächlich um ihn handelte.

Und das war sehr unwahrscheinlich.

Eine Stimme aus einer Wolke? Seine Mutter würde sofort auf die Knie gehen und beten. Sein Bruder würde wegrennen, als wäre der Teufel hinter ihm her. Und sein Vater würde vermutlich den Herzinfarkt bekommen, mit dem seine Mutter schon seit Jahren rechnete.

Möglicherweise waren sie aber auch stärker, klüger oder ruhiger, als er dachte. Vielleicht sollte er einfach zu ihnen gehen und ihnen sagen, was passiert war.

Aber er traute sich nicht.

Als er sich dem sägezahnartigen Felsen näherte, wurde er langsamer und versuchte erneut, wieder Mauricio Chavez zu werden. Es endete jedoch damit, dass nichts geschah und er lediglich mit großem Sicherheitsabstand um den Felsen herumschwebte, da er seine Familie weder verlassen noch ihnen in dieser Gestalt gegenübertreten wollte.

Ihnen gegenübertreten, ohne Beine zu haben. Was für ein alberner Gedanke. Er hätte darüber gelacht, wenn er einen Mund gehabt hätte.

Etwa eine Stunde später wurde er plötzlich wieder zu einem Menschen.

Dummerweise befand er sich gerade einen Meter über dem Boden, als es passierte, und er verdrehte sich bei dem Sturz auf den harten Boden böse den Fußknöchel. Einen Augenblick lang lag er auf der Seite, umklammerte seinen Fuß und fluchte laut. Dann stand er vorsichtig auf und humpelte auf den sägezahnartigen Felsen zu – wo er feststellen musste, dass seine Familie nicht mehr dort war.

Er sah sich um, während sein Herz schmerzhaft schnell in seiner wiederhergestellten Brust schlug. Sie waren nirgendwo zu sehen. Er stieg auf den Felsen und schimpfte, weil ihm jeder Schritt große Schmerzen bereitete, aber er konnte sie auch jetzt nirgends entdecken.

Hatte die Grenzpolizei sie erwischt? Aber er hatte auf seinem langen Weg vom Wrack hierher kein Blaulicht gesehen. Wahrscheinlicher war, dass sie es einfach leid gewesen waren, auf ihn zu warten, und sich auf den Weg gemacht hatten.

Vielleicht hatten sie in der Ferne den Feuerschein gesehen und ihn für tot gehalten.

Er konnte sie unmöglich finden. Nicht mitten in der Nacht und in dieser Wildnis. Nicht mit einem verletzten Knöchel. Nicht, wo sie einen derartigen Vorsprung hatten.

Zumindest konnte er es nicht als normaler Mensch.

Zuerst versuchte er es erneut mit Beten. Gott hatte ihm diese Gabe geschenkt, da würde er ihm doch gewiss auch zeigen, wie sie funktionierte. Aber Gott beschloss zu schweigen. Mauricio versuchte, die Angst erneut heraufzubeschwören, die er in dem demolierten Truck empfunden hatte, und die Panik im Angesicht des bevorstehenden Todes. Es funktionierte nicht. Er probierte es mit Wünschen, zürnen, betteln und drohen, aber nichts half.

Zu guter Letzt, fast eine halbstündige Ewigkeit später, entdeckte er endlich die richtige Kombination aus Gedanken, Emotionen und reiner Willenskraft, die ihn zu der Verwandlung befähigte. Er wurde zu Nebel und schwebte zum Himmel empor, wo er eine schnelle Spirale vom Stein nach außen drehte und hoffte, dass seine Familie nicht in die falsche Richtung gegangen war.

Die Spiralbewegung war jedoch schwierig, und er merkte mehrmals, dass er ins Trudeln geriet, so wie er als Kind bei den ersten Fahrversuchen auf einem Fahrrad die Balance verloren hatte. Doch zumindest tat ihm so sein verletzter Knöchel nicht mehr weh.

Zehn Minuten später entdeckte er sie.

Sie waren doch nicht in die falsche Richtung gelaufen, sondern gingen auf die Stadt zu, in die er sie ohnehin hatte bringen wollen. Einer von ihnen – vermutlich Paco – hatte Mauricio offenbar zugehört, als er ihnen gesagt hatte, dass sie nach der Überquerung der Grenze nordöstlich weitergehen mussten. Jemand anderes, vermutlich seine Mutter, hatte dann anhand der Sterne herausgefunden, wohin sie gehen mussten. Sie hatten in der Tat befürchtet, dass er umgekommen war, und als er auf einmal vor ihnen hinter einem großen Stein hervortrat, schämte er sich insgeheim für die Lügen, die er ihnen über seine Flucht vor der Polizei aufzischte.

Aber er hatte keine andere Wahl. Er traute sich nicht, ihnen die Wahrheit zu sagen. Zumindest noch nicht. Nicht, solange er nicht herausgefunden hatte, ob seine neue Gabe ein Geschenk oder ein Fluch war.

Die Stadt war noch weitere sechs Meilen entfernt, was einen langen Fußmarsch durch die Nacht erforderte. Aber sie schafften es, und die Grenzpolizisten entdeckten sie nicht noch einmal.

Zwei Wochen später hatte er seine Familie wie geplant untergebracht, wo sie dank der Papiere, die Condors Urkundenfälscher Diego für sie

angefertigt hatte, sicher sein würden.

Nachdem er ihnen versprochen hatte, dass er sie so oft wie möglich besuchen würde, machte er sich daran, ein Priesterseminar zu finden, das ihn aufnehmen würde.

Condor würde stinksauer sein, aber Mauricio durfte sich durch derartige Dinge nicht ablenken lassen.

Er hatte einen Deal mit Gott gemacht, und Gott hatte seinen Teil erfüllt. Jetzt war es Zeit, dass Mauricio das ebenfalls tat.

*

Das Priesterseminar war schwerer, als er gedacht hatte. Es war schwerer als alles, was er je in seinem Leben gemacht hatte. Aber er war entschlossen, und er blieb am Ball. Irgendwann hatte er es geschafft, und aus Mauricio Chavez wurde Vater Mauricio.

Während der folgenden beiden Jahrzehnte diente er den Menschen in seinen verschiedenen Gemeinden, gab ihnen Rat, tröstete sie, strebte danach, Christus' Vertreter auf der Erde zu sein, hielt sich an die Weisungen seines Bischofs und des Vatikans und zog an die Orte, an denen seine Dienste nach Meinung der Kirche am dringendsten gebraucht wurden.

Er erzählte nie jemandem, was er zu tun vermochte. Nicht seinen Eltern oder seinem Bruder, nicht seinen engsten Freunden und auch nicht seinem Bischof während der Beichte. Auch nutzte er seine Gabe nur insgeheim und wenn es einen sehr guten und triftigen Grund dafür gab.

Das kam nicht besonders häufig vor. Schon sehr früh machte er es sich zur Gewohnheit, jeden Winkel und jede Ecke einer neuen Kirche und Pfarrei zu inspizieren, sobald er dorthin versetzt worden war. Mindestens vier Mal entdeckte er Haufen aus Fusseln und Staub in den Heizungs- oder Wäscheräumen, die leicht ein Feuer auslösen konnten. In den Gemeinden, in denen es viele Banden gab, nutzte er seine Gabe gelegentlich, um einem seiner Schäfchen im Kindes- oder Teenageralter nach Hause zu folgen, flog dabei hoch genug, um nicht bemerkt zu werden, und vergewisserte sich, dass dieser junge Mensch auf dem Heimweg nicht belästigt oder überfallen wurde. Einige Male wurde es bei diesen Gelegenheiten offensichtlich, dass Ärger drohte, und es gelang ihm jedes Mal, sich unbemerkt wieder in seine menschliche Gestalt zurückzuverwandeln und rechtzeitig die Polizei zu rufen.

Er versuchte, bei diesen Rettungsaktionen anonym zu bleiben. Aber wenigstens ein Polizist fand irgendwann heraus, wer da öfter Alarm gab, und so wurde »Padre Wachsam« zu seinem heimlichen Spitznamen.

Einige Bischöfe mochten das an Vater Mauricio, während andere es missbilligten und ihn schnellstmöglich aus diesen Diözesen versetzen ließen.

Als die Jahre vergingen, wurde ihm zunehmend bewusst, dass er nicht alleine war.

Zuerst waren es nur Gerüchte, Geschichten über andere Menschen mit seltsamen Kräften und Gaben. Aber dann gab es auch körnige Fotos und verwackelte Videoaufnahmen sowie lautstarke Dementis der Regierung.

Bis sich schließlich diese gewaltige Explosion auf Long Island ereignete.

Mauricio war sich nicht sicher, was er davon halten sollte. Die Gerüchte und Geschichten waren danach häufiger zu hören, aber die Regierung leugnete alles weiterhin vehement. Doch langsam wurden die Gerüchte im Laufe der Jahre glaubwürdiger, während die Dementis immer weniger überzeugten.

Bis zu dieser Nacht in New York City, in der Claire Bennet der Welt sich und ihr unglaubliches Geheimnis zu erkennen gab.

Im Verlauf der nächsten Monate traten immer mehr Menschen mit besonderen Fähigkeiten aus dem Schatten an die Öffentlichkeit, und Mauricio spielte mit dem Gedanken, etwas Ähnliches zu tun. Aber irgendetwas hielt ihn immer davon ab. Einerseits lag es am Vatikan, der sich stets nur ausweichend über die spirituellen Auswirkungen dieser Leute und ihrer Kräfte äußerte, sowie an Mauricios Sorge, dass man ihn stillschweigend aus dem Priesteramt entheben würde, sobald er seine Gabe enthüllte.

Andererseits beunruhigte ihn aber auch, dass die öffentliche Meinung ständig schwankte. Anfänglich gab es ein großes Interesse an den weiterentwickelten Menschen, oder »Evos«, wie sie alsbald von den Kommentatoren genannt wurden, und an ihren Kräften. Mauricio beobachtete die Debatte genau und hoffte, dass man die Evos letzten Endes akzeptieren würde. Aber als die Monate vergingen, verwandelte sich das Interesse mehr und mehr in Misstrauen. An einigen Orten – tatsächlich viel zu vielen – wurde es gar zu Abneigung, Furcht und Hass. Es dauerte nicht lange, da versuchten jene, die sich offenbart hatten, erneut in der Anonymität zu verschwinden, während jene, die stets in den Schatten geblieben waren, sich die größte Mühe gaben, auch dort zu bleiben.

Als die Diskussion und die Argumente erneut hochkochten, wurde Mauricio abermals versetzt, dieses Mal in die All Saints Church im Osten von Los Angeles.

Die Kirche befand sich nicht gerade im besten Viertel. Möglicherweise hatte mal wieder jemand versucht, Padre Wachsam aus seiner Diözese zu bekommen, oder irgendjemandem war aufgefallen, dass diese Gegend der ähnelte, in der Mauricio in Mexiko aufgewachsen war, und er glaubte, dass er daher hier gut zurechtkommen würde.

Mauricio wusste, dass ihm eine schwere Aufgabe bevorstand. Aber in All Saints stünde er nicht mehr im politischen oder sozialen Rampenlicht, sondern wäre dort, wo ein guter Priester wirklich noch etwas bewirken konnte.

Alles in allem war das ein fairer Tausch.

*

Natürlich versuchte er, nicht zu weinen. Mauricios Erfahrung nach versuchten sechzehnjährige Jungen immer, nicht zu weinen. Aber selbst im schwachen Licht des Beichtstuhls konnte Mauricio die tränenerstickte Stimme des Jungen hören. »Vergib mir, *padre*, denn ich habe gesündigt.«

Mauricio musterte das Gesicht des Jungen, das er durch das Gitter kaum erkennen konnte, während sie die üblichen Worte austauschten. Er beschloss, dass es sich um Simon Navarro handeln musste, ein Mitglied seiner Gemeinde. Er kannte den Jungen nicht sehr gut, aber wann immer er bei der Messe oder den gelegentlichen Jugendveranstaltungen auftauchte, schien er zwischen Zustimmung und Verzweiflung zu schwanken. Mauricio hatte einige Male versucht, ihm die Gründe für seine Niedergeschlagenheit zu entlocken, doch der Junge war seinen Fragen stets ausgewichen.

Heute könnte es jedoch anders laufen. Da schwang tiefes Leid in Simons Stimme mit, wie Mauricio es bei ihm noch nie zuvor gehört hatte. Vielleicht war er endlich bereit zu reden.

»Ich habe darüber nachgedacht, mich umzubringen, *padre*.«

Mauricio schluckte schwer. Gut, der Junge wollte offensichtlich reden.

Doch ein Gespräch, das sich um Selbstmord drehte, war im Allgemeinen eher ein Hilferuf als die Bekundung der tatsächlichen Absicht. »Sag mir den Grund dafür«, bat er den Jungen.

»Ich tue anderen weh«, erwiderte Simon so leise, dass es kaum zu verstehen war. »Verstehen Sie? Ich hätte beinahe jemanden getötet.«

»War es ein Unfall?«

»*Si pues*«, sagte Simon. »Ich meine nein. Ich wollte ... Ich wollte es tun, aber ich wollte nicht, dass der *vato* verletzt wird.«

»Ich glaube dir«, versicherte Mauricio ihm. »Warum fangen wir nicht von vorne an? Was genau ist passiert?«

Simon schniefte laut, und Mauricio sah etwas Weißes, als der Junge ein Taschentuch hervorholte und sich die Nase abwischte. »Es war Angel Martinez«, berichtete er. »Er hat ...«

»Der Angel Martinez, der angefahren wurde?«, unterbrach ihn Mauricio. Der Unfall hatte sich vor einer Woche ereignet, und die Mutter des Teenagers hatte ihn rufen lassen, um die Letzte Ölung zu erteilen. Angel war jetzt über den Berg, aber es hatte lange nicht gut für ihn ausgesehen.

»Ja, genau der«, antwortete Simon und klang noch niedergeschlagener. »Er hat mich mit einem *filero* bedroht, verstehen Sie? Er wollte mich erstechen. Ich hatte keine andere Wahl.«

»Ja, ich weiß, wie das ist«, meinte Mauricio, in dessen Stimme ebenfalls Frustration mitschwang. Er hatte gehofft, Martinez' Begegnung mit dem Tod hätte ihn auf den rechten Weg zurückgeführt, aber der Teenager sprach bereits wieder darüber, erneut mit seiner Gang loszuziehen, sobald er aus dem Krankenhaus entlassen wurde. »Du hattest bestimmt nicht vor, ihn so auf die Straße zu schubsen.«

»Ich habe ihn überhaupt nicht geschubst«, beharrte Simon. »Er ist von allein losgelaufen. Ich habe ihn nur ... Ich habe ihn nur blind werden lassen.«

Mauricio ließ sich die Worte noch einmal durch den Kopf gehen. *Ich habe ihn blind werden lassen.* »Du meinst blind vor Zorn?«

»Nein, *padre*. Wegen mir wurde er blind. Ich kann ... andere Menschen erblinden lassen.«

Da hatte Mauricio es auf einmal begriffen. »Du bist ein Evo.«

»Sie werden es doch niemandem sagen, oder?«, fragte Simon nervös. »Mein Onkel sagt, alle Evos stammen vom Teufel ab.«

»Meiner Meinung nach sind alle Gaben und Talente das Werk Gottes«, erklärte Mauricio.

»Das hat meine *jefa* auch mal gesagt«, entgegnete Simon. »Bevor sie ...«

»Ich weiß«, warf Mauricio schnell ein. Simons Mutter war vor zwei Jahren bei einem schrecklichen Autounfall ums Leben gekommen, sodass sein vermögender, aber schrecklich starrsinniger Onkel seitdem für seine Erziehung zuständig war. »Keine Sorge, das, was du mit Angel gemacht hast, hat nicht lange angehalten. Als er aus dem OP kam, konnte er wieder sehen.«

»Das weiß ich«, sagte Simon. »Es hält nur eine Stunde an, und zwar in beide Richtungen.«

»Wie meinst du das, in beide Richtungen?«

Er spürte, wie der Junge die Schultern zuckte. »Ich kann auch Blinde wieder sehen lassen.«

Mauricio klappte vor Verblüffung die Kinnlade herunter. »Du kannst Blinde sehen lassen?«

»Ja, aber nur für eine Stunde.« Simon seufzte. »Manchmal ist das sogar noch schlimmer. *Vatos* wie Angel kriegen eine Heidenangst, aber *abuelos* wie der alte Senor Winslow schöpfen neue Hoffnung, die dann jedoch sofort zerschlagen wird.«

»Vielleicht muss das aber nicht so sein«, murmelte Mauricio, dessen Gedanken rasten. »Wie viel Übung hast du darin, Blinde wieder sehen zu lassen? Wie oft hast du das schon gemacht?«

»Noch nicht sehr oft«, antwortete Simon. »Bei Senor Winslow und ein paar anderen.«

»Dann könnte es auch gut sein, dass es nur eine Stunde anhält, weil du diese Fähigkeit noch nicht richtig beherrschst?«, mutmaßte Mauricio.

»Es ist keine Fähigkeit, *padre*. Es ist ein Fluch. Haben Sie mir denn nicht zugehört?«

»Alles, was sich auf die Wunder unseres Herrn zurückführen lässt, kann wohl kaum als Fluch bezeichnet werden«, konterte Mauricio. »Ich vermute, du brauchst momentan vor allem eins: mehr Übung.«

»Ja, klar«, brummte Simon. »Ich kann ja auf Craigslist eine Anzeige schalten.«

»Ich hatte an einen diskreteren Weg gedacht«, erwiderte Mauricio lächelnd. Simon war wegen seiner Gabe anscheinend sehr pessimistisch, aber wenigstens sprach er nicht mehr von Selbstmord. »Kennst du Inez Bustamante?«

»Wen?«

»Elena Gutierrez' Mutter«, erklärte Mauricio. »Oscar Gutierrez' Schwiegermutter. Oscar gehört die Autowerkstatt ...«

»Oh, ja, den kenne ich. Da gehen viele der bösen *vatos* hin.«

»Genau den meine ich«, bestätigte Mauricio und bemühte sich um einen wertfreien Tonfall. Oscar gehörte zu jener Art Mann, der sich den Gangs hätte entgegenstellen können, wenn er das denn gewollt hätte – er wäre seinen Nachbarn sicher ein gutes Beispiel gewesen. Stattdessen ließ er sie gewähren und war ihnen gegenüber oft sogar hilfsbereit und freundlich.

Allerdings war das Leben da draußen auch hart. Oscar hatte eine Frau und einen Sohn, und sein Bruder Carlos war weit weg in Afghanistan. Wie alle anderen versuchte auch dieser Mann nur zu überleben. »Inez kommt nicht mehr zur Messe«, fuhr er fort. »Ihre Gesundheit lässt es nicht zu, dass sie das Haus verlässt. Sie ist übrigens blind.«

Auf der anderen Seite des Gitters herrschte lange Zeit Schweigen. »Was ist, wenn sie es anderen erzählt? Das wäre ganz übel für mich, das ist Ihnen doch klar?«

»Das wird sie nicht tun«, versicherte ihm Mauricio. »Nicht, wenn wir sie darum bitten, den Mund zu halten.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja«, antwortete Mauricio. »Du kannst mir vertrauen. Und ihr.«

Simon schnaufte. »Vertrauen. Ja, klar.«

Mauricio schwieg und wartete, bis der Teenager darüber nachgedacht hatte. Simon hatte eine schwierige Vergangenheit, daher überraschte es ihn nicht, dass der Junge ihm nicht sofort vertraute.

»Ich kann es ja mal versuchen«, meinte Simon schließlich. »Sie kommen aber mit, oder?«

»Natürlich«, versicherte Mauricio ihm. »Vielen Dank. Sie wird sich sehr darüber freuen. Wann möchtest du sie aufsuchen?«

»Keine Ahnung. Ist mir eigentlich egal.«

»Gut«, sagte Mauricio. »Ich werde heute Abend mit ihr darüber reden.«

»Okay«, meinte Simon. »*Padre* ... Erhalte ich dadurch Absolution von ... Sie wissen schon? Angel?«

»Aber ja«, versprach ihm Mauricio. »Ich rufe dich dann heute Abend an.«

*

»Verstehe ich das richtig?«, polterte Oscar Gutierrez, der Mauricio viel zu nah kam. »Sie wollen eine Art neuen medizinischen *aparato* an meiner Schwiegermutter ausprobieren? Aber Sie verraten uns nicht, was das ist, und Sie lassen uns auch nicht zusehen?«

»Bei Ihnen klingt das mysteriöser, als es das eigentlich ist«, protestierte Mauricio und kämpfte gegen den Drang an, einen Schritt nach hinten zu machen. Oscar war mehrere Zentimeter größer als er, und allein seine Präsenz konnte dafür sorgen, dass einem das Zimmer auf einmal zu klein vorkam. »Es ist wie gesagt experimentell, und der Entwickler möchte nicht, dass jetzt schon etwas darüber bekannt wird.«

»Und er will es an meiner *suegra* ausprobieren?«, knurrte Oscar. »Er glaubt, weil wir arme Hispanos sind, werden wir ihn nicht verklagen, falls etwas schief läuft?«

»Es wird nichts schief laufen«, versicherte Mauricio ihm. »Würde ich davon ausgehen, dass auch nur das geringste Risiko besteht, dann hätte ich sie nie gebeten, dabei mitzumachen.«

Während Mauricios Herz sehr schnell schlug, starrte Oscar ihn an. »Inez sagt, sie möchte es gern versuchen«, meinte er schließlich. »Dann habe ich in der Sache wohl nichts mehr zu sagen. Aber«, er ließ das Wort wie eine kleine dunkle Sturmwolke im Raum hängen, »ich werde sie mir genau ansehen, wenn Sie mit ihr fertig sind. Ganz genau.«

»Das geht in Ordnung«, sagte Mauricio. »Vielen Dank.«

Zwei weitere angespannte Sekunden lang musterte Oscar ihn genau. Dann drehte er sich auf dem Absatz um und ging zurück zu dem Bett, wo sich Inez leise mit ihrer Tochter unterhielt. Oscar sprach kurz mit den beiden Frauen, dann verließen er und Elena den Raum. Einen Augenblick später hörte Mauricio, wie die Wohnungstür hinter ihnen ins Schloss fiel.

»Padre?«, rief Inez mit dünner, heiserer Stimme.

»Ich bin hier, Inez«, antwortete Mauricio und eilte an ihre Seite. »Wie geht es Ihnen?«

»Ich bin bereit«, versicherte ihm Inez mit einem Hoffnungsschimmer in ihren blicklosen Augen. »Und aufgeregt. Wann können wir anfangen?«

»Auf der Stelle«, erwiderte Mauricio, holte sein Handy aus der Tasche und gab die Nummer des Handys ein, das er Simon zuvor übergeben hatte.

Simon ging erst nach dem dritten Klingeln ran. »Bueno?«

»Wir sind bereit«, erklärte Mauricio und versuchte, aus dem Tonfall des Jungen etwas herauszuhören. Möglicherweise hatte er noch immer Zweifel. »Bist du auf der Treppe?«

»Ja«, bestätigte Simon. »Vierter Stock, *si*?«

»Genau. Apartment 403«, sagte Mauricio. »Ich mache dir die Tür auf.«

Zwei Minuten später konnte es losgehen. »Wie funktioniert es?«, wollte Mauricio wissen.

Als Antwort holte Simon einfach tief Luft.

»Oh«, stieß Inez keuchend aus. Sie blinzelte zwei Mal und sah sich um, als hätte sie das Zimmer noch nie zuvor gesehen. »*Dios mio. Padre*, es hat funktioniert. Es hat funktioniert!« Ihr Blick fiel auf Simon. »Du musst Simon sein«, sagte sie mit zitternder Stimme, da sie von ihren Gefühlen übermannt wurde. »*Que Dios te bendiga, mijo.*»

Mauricio musterte Simon aus den Augenwinkeln. Auf dem Gesicht des Teenagers zeichneten sich die widersprüchlichsten Gefühle ab. Freude darüber, Inez ein derartiges Geschenk machen zu können, sowie die bittere Erkenntnis, dass ihre Freude nicht lange anhalten würde. »Es wird nicht ...« Er verstummte.

»Es wird nicht so bleiben«, brachte sie seinen Satz mit sanfter Stimme zu Ende. »Ja, das hat mir Vater Mauricio bereits gesagt. *Esta bien*. Nichts in diesem Leben ist von Dauer. Man muss lernen, die Freude anzunehmen und

sie zur Gänze auszukosten, wann immer sie sich einem bietet.« Sie lächelte. »Und ich weiß auch schon, wie mir das gelingen wird.«

Sie drehte sich um und griff unter ihr Kissen, und zu Mauricio's Überraschung holte sie einen Stickrahmen mit einer noch nicht fertiggestellten Handarbeit hervor. »Ich habe damit angefangen, als Jose geboren wurde«, berichtete sie und senkte verschwörerisch die Stimme. »Mein *nietecito*. Ich wollte es bis zu seiner *primera communion* fertig haben. Aber irgendwie hatte ich immer so viel zu tun und bin nie dazu gekommen. Und dann wurden meine Augen ...« Sie hielt inne und schluckte schwer. »Aber jetzt kann ich weiter daran arbeiten«, fügte sie mit kräftigerer Stimme hinzu. Sie sah Mauricio an. »Sie halten mich doch nicht für unhöflich, oder?«

»Ganz und gar nicht«, versicherte Mauricio ihr. »Es ist Ihre Nacht. Sie können tun, was immer Sie wollen.«

»*Gracias*.« Sie lächelte Simon noch einmal an und machte sich an die Arbeit.

Mehrere Minuten lang sah Mauricio ihr zu und staunte darüber, wie geschickt ihre alten und dünnen Finger noch waren. Simon war inzwischen zu dem schmalen Fenster gegangen und starrte hinaus auf die Lichter der Stadt, die sich in der Dunkelheit abzeichneten. Nach einem letzten Blick auf Inez ging Mauricio zu dem Jungen hinüber.

Oscar hatte das Fenster einen Spalt weit offen stehen lassen, und eine kühle Aprilbrise kam herein. »Das hast du gut gemacht, Simon«, sagte Mauricio leise.

»Es hält nur eine Stunde lang an«, erwiderte Simon. Aus seinem Gesicht war bereits jede Spur der Freude gewichen, die er zuvor noch verspürt hatte, und er wirkte ebenso finster wie der Nachthimmel dort draußen.

»Was passiert, wenn du es noch einmal versuchst?«

»Sie meinen sofort?« Simon schüttelte den Kopf. »Noch mal fünfzehn Minuten. Dann fünf. Dann *nada*. Verstehen Sie?«

»Wenn du ihr nicht sofort eine weitere Stunde geben kannst, wie schnell denn dann?«

»Keine Ahnung«, antwortete Simon. »Ich weiß, dass es mir eine Woche später gelingt ... Das habe ich einmal bei Senor Winslow gemacht. Vielleicht klappt es auch früher. Ich weiß es nicht.«

»Ich bin überrascht, dass Mr. Winslow nicht darauf bestanden hat, dich öfter zu sehen.«

»Na ja ...« Simon seufzte. »Er wusste nicht, dass ich das war. Beim ersten Mal ist es ... zufällig passiert. Ich stand vor seinem Haus, und es ist einfach geschehen. Beim zweiten Mal wollte ich ausprobieren, ob ich es

noch einmal schaffen kann.« Er schloss die Augen. »Er hat danach geweint. Er hat so sehr geweint. Ich stand vor seinem Haus auf dem Bürgersteig und konnte es noch hören.«

Mauricio legte dem Jungen einen Arm um die Schultern. »Anscheinend müssen wir als Erstes ausprobieren, wie weit du diese erste Stunde noch verlängern kannst. Lass uns das in drei Tagen noch einmal versuchen, okay?«, schlug er vor.

»Ich weiß nicht«, murmelte Simon. »Glauben Sie, sie möchte das? Ich meine ... Es ist sehr hart, auf einmal nichts mehr sehen zu können.«

Mauricio blickte zu der alten Frau hinüber, die sich über ihre Stickarbeit beugte und sehr glücklich aussah. »Das wird sie«, versprach er dem Jungen. »Vertrau mir.«

*

Eine Stunde und drei Minuten später – Mauricio hatte die Zeit genau gestoppt – kehrte die Blindheit zurück.

Falls Inez von diesem Verlust entmutigt worden war, so ließ sie es sich nicht anmerken. Sie dankte Simon immer wieder, umklammerte seine Hand, als ob sie sie küssen wollte, segnete ihn und seine Gabe und flehte ihn an, sobald wie möglich wiederzukommen.

Mauricio amüsierte sich insgeheim darüber, wie überwältigt Simon von ihrer Dankbarkeit und ausbleibenden Verzweiflung oder Verbitterung war. Der Junge versicherte ihr, dass er das sehr gern getan hatte, und versprach, sie wieder zu besuchen, sobald Vater Mauricio einen neuen Versuch wagen wollte.

Als er zusammen mit Mauricio die Wohnung verließ und zum Fahrstuhl ging, wirkte er deutlich beschwingter.

Die Schuldgefühle wegen dem, was Angel Martinez passiert war, würden zurückkehren, da war sich Mauricio ganz sicher. Aber zumindest würden sie jetzt von der Erinnerung an Inez Bustamantes strahlendes Gesicht und ihre Dankbarkeit ausgeglichen.

Er konnte nur hoffen, dass das genug war.

*

Vier Tage stellten sich als die magische Zahl heraus, und abhängig von diesem Zeitplan waren Mauricio und Simon bald regelmäßige Besucher in Inez' Wohnung. Bei jeder Sitzung wuchs Simons Selbstvertrauen, und ebenso wie Inez' Stickarbeit Fortschritte machte, konnte der Junge immer

besser mit seiner Gabe umgehen. Als der April in den Mai und dieser in den Juni übergegangen war, konnte er aus der ursprünglichen Stunde und drei Minuten bereits eine Stunde und fünf Minuten, dann eine Stunde und acht Minuten und später eine Stunde und zwölf Minuten machen.

Inez' Enthusiasmus über diese zweite Chance wirkte sich bald auch auf andere Bereiche ihres Lebens aus. Während Mauricio und Simon sie anfänglich stets allein angetroffen hatten, mussten sie im Juni häufig warten, bis sie sich von ihren neu gefundenen Freunden verabschiedet hatte.

Simons Selbstmordgedanken waren verflogen, falls er sie wirklich jemals gehabt hatte. Er kam auf dem Heimweg von der Schule fast jeden Tag in der Kirche vorbei, um über seine neuesten Vorschläge und Ideen zu reden, wie er seine Gabe verbessern konnte. Selbst als die Außenwelt kontrovers über die Evos zu diskutieren begann, fand der Junge in der All Saints Church eine sichere Zuflucht, in der er Hoffnung schöpfen konnte.

Doch die angenehme Situation sollte keinen Bestand haben. Am späten Nachmittag des 10. Juni, einem Donnerstag, bekam er einen Anruf.

*

Die Familie hatte sich bereits an Inez' Bett versammelt, als er eintraf, und beinahe zwanzig Personen, darunter Cousinen, Nichten und andere Familienmitglieder, standen bei ihr. Mauricio erinnerte sich daran, dass sie bei ihren Besuchen ein oder zwei Mal ihre große Familie erwähnt hatte, aber ihm war bisher nicht bewusst gewesen, wie viele Angehörige ganz in der Nähe wohnten.

Oscars Bruder Carlos glänzte durch Abwesenheit, obwohl er vor Kurzem aus Afghanistan zurückgekehrt war. Mauricio hatte Gerüchte gehört, dass es bei seiner Rückkehr irgendwelche nicht näher genannten Probleme gegeben hatte, und er bedauerte, dass diese bürokratischen Verwicklungen innerhalb des Militärs den jungen Mann davon abhielten, das Sterbebett der alten Frau aufzusuchen.

Außerdem war noch etwa ein Dutzend von Inez' Freunden anwesend, die Mauricio teilweise wiedererkannte, da er sie bei seinen geheimen Besuchen mit Simon kennengelernt hatte. Zwischen all diesen Personen huschte eine Hospizkrankenschwester lautlos und unaufdringlich herum und kümmerte sich um Inez' medizinische Versorgung. Inez lag mitten auf dem Bett, wirkte gelassen und hielt die Hände ihrer Tochter und ihres Sohnes, die ermutigend und liebevoll auf sie einredeten.

Oscar stand mit versteinelter Miene neben seiner Frau, und man konnte seinen Schmerz nur in seinen dunklen Augen erkennen. Er sah auf, als

Mauricio ins Zimmer kam, drückte die Hand seiner Frau und bahnte sich einen Weg durch die Menge. »*Padre*«, sagte er und reichte Mauricio eine Hand. »Danke, dass Sie kommen konnten.«

Mauricio schüttelte ihm die Hand und empfand dieselbe kuriose Mischung aus Kraft und Hilflosigkeit, die sich auch im Gesicht seines Gegenübers abzeichnete. Oscar war sehr stark, was ihm in dieser Situation jedoch auch nicht weiterhalf. »Ich bin froh, dass ich rechtzeitig hergekommen bin«, erwiderte Mauricio. Er ließ Oscars Hand los, trat an die Kommode und legte das Öl sowie die purpurfarbene Stola für Inez' Sterbesakramente bereit.

Er spürte einen Lufthauch, als Oscar neben ihm auftauchte. »Können Sie ihn anrufen?«, flüsterte er Mauricio ins Ohr. »Bitte? Können Sie ihn herholen?«

Erschrocken drehte sich Mauricio um. »Was?«

»Ich weiß Bescheid, Vater«, murmelte Oscar. »Ich weiß von Simon und seiner Gabe. Sie müssen ihn herholen.« Er schluckte schwer. »Inez sollte noch ein letztes Mal die Gelegenheit bekommen, ihre Familie zu sehen.«

Mauricio blickte über Oscars Schulter auf die Menschen, die sich rings um das Bett versammelt hatten. Wenn sie alle sahen, wie Simon das Wunder wirkte ...

Das Wunder. Genau. Mauricio konnte es einfach als Wunder bezeichnen, was es ja im Grunde genommen auch war.

»Sie haben recht«, meinte er zu Oscar. Er zog sein Handy aus der Tasche und wählte Simons Nummer.

Aber es ging nur die Mailbox dran. Er legte auf und versuchte es erneut.

»Gibt es Probleme?«, wollte Oscar wissen.

»Er hat es vermutlich ausgeschaltet«, erwiderte Mauricio. Wieder schaltete sich die Mailbox ein. »Simon, hier ist Vater Mauricio. Ruf mich bitte an, sobald du das abhörst.«

Er legte auf.

»Warum sollte er es ausschalten?«, fragte Oscar.

»Weil er das Handy eigentlich gar nicht haben dürfte«, erklärte Mauricio mit gerunzelter Stirn. »Ich habe es ihm gekauft, damit wir unsere Treffen mit Inez organisieren können.«

Dennoch kam es ihm merkwürdig vor, dass Simon das Handy ausgeschaltet hatte. Noch vor zwei Tagen hatte er vorgeschlagen, dass sie doch zusammen nach Texas fahren und am großen Gipfeltreffen in Odessa zwischen den Evos und den normalen Menschen teilnehmen konnten, der an diesem Freitag bei Primatech stattfinden sollte. Simon hatte gezögert, vor allem, weil er sich dann eine Ausrede für seinen Onkel einfallen lassen

musste, und Mauricio hatte ihm versprochen, sich einen Grund auszudenken, der seinen Onkel zufriedenstellen würde, ohne dass Simon ihn anlügen musste. Da das Gipfeltreffen in drei Tagen stattfinden würde, hätte Simon eigentlich am Handy auf Mauricios Anruf warten müssen.

Es sei denn, der Junge wollte wirklich nicht dort hin fahren.

»Ich versuche es mal bei ihm zu Hause«, fuhr Mauricio fort und gab eine andere Nummer ein, doch da klingelte es nur, ohne dass ein Mensch oder ein Anrufbeantworter den Anruf annahm.

»Versuchen Sie es weiter«, bat Oscar ihn. »Bitte.« Er drehte sich um, bahnte sich einen Weg durch die schweigenden Menschen und stellte sich wieder neben seine Frau.

Seufzend steckte Mauricio sein Handy weg, nahm das Öl und die Stola und trat ans Bett.

Zwei Stunden später verließ Inez Bustamante diese Welt, ohne dass sich Simon bis dahin gemeldet hatte.

Oscar sagte kein Wort, als Inez' Freunde und dann ihre Familienmitglieder sich von ihr verabschiedeten, sie ein letztes Mal umarmten und dann die Wohnung verließen. Aber als er mit seiner Frau und seinem Sohn ging, warf er Mauricio zum Abschied einen Blick zu, der den Priester tief ins Herz traf. Darin spiegelten sich weder Zorn noch Anklage wieder, sondern nur die Trauer über eine Gelegenheit, die nie mehr wiederkommen würde.

Mauricio wusste nicht, was er darauf erwidern sollte. Er wusste natürlich, dass Gott die Zukunft all seiner Kinder kannte. Warum hatte er nicht dafür gesorgt, dass Simon Mauricios Nachricht rechtzeitig erhielt, damit er Inez dieses letzte Geschenk machen konnte? Oder warum hatte er Inez nicht erlaubt, noch etwas länger auf der Erde zu verweilen, bevor er sie zu sich rief?

Mauricio hatte keine Antwort für Oscar, da er sich diese Fragen ja nicht einmal selbst beantworten konnte.

*

Die Vorbereitungen für die Beerdigung nahmen den Großteil des folgenden Tages in Anspruch. Mauricios leise Hoffnung, dass er es doch noch nach Odessa schaffen könnte, schwand, als sich Elena und Oscar entschieden, Inez am Freitagvormittag beerdigen zu lassen. Da Mauricio auch bei der Sonntagsmesse anwesend sein musste und die Fahrt nach Odessa gute fünfzehn Stunden dauern würde, bedeutete dies, dass er sich die Reise aus dem Kopf schlagen musste.

Die Beerdigung war gut besucht und so schön, wie ein solches Ereignis nur sein konnte. Inez hatte ein gutes, langes Leben geführt, daher vermischten sich die Tränen, die ihre Familie und Freunde um sie vergossen, mit sehr viel Gelächter und schönen Erinnerungen.

Mauricio bemerkte, dass Oscar sich langsamer bewegte, als wäre er irgendwie verletzt. Möglicherweise hatte er in der Werkstatt einen Unfall gehabt, schließlich hantierte der Mann ständig mit irgendwelchen Motoren oder Werkzeugen herum. Aber Oscar erwähnte nichts dergleichen, und Mauricio fragte auch nicht nach.

Simon kam sehr spät und saß ganz hinten. Er ging schon vor dem letzten Gebet, und Mauricio hatte nicht erkennen können, ob er geweint hatte.

Erst nachdem die Familie gegangen war und Mauricio in seinem Büro saß, um seine Predigt fertigzustellen, erfuhr er, dass das Gipfeltreffen in Odessa von einer Reihe gewaltiger Explosionen erschüttert worden war.

Dabei war das Primatech-Gebäude zerstört worden, und im Umkreis von mehreren Meilen hatten alle ihr Leben verloren.

Den restlichen Nachmittag und Abend saß Mauricio vor dem Fernseher, ignorierte seine unvollständige Predigt und sah mit an, wie nach und nach Einzelheiten sowie die Namen der Opfer bekannt wurden. Claire Bennet war unter den Toten, ebenso wie viele andere, deren Namen während der großen Evo-Debatte in aller Munde gewesen waren.

Während er all das fassungslos in sich aufnahm, spürte Mauricio die eisige Feuchtigkeit des kalifornischen Novembernebels auf seiner Haut und in seiner Seele.

Er hätte auch dort sein können. Er *wäre* dort gewesen, wenn der Herr Inez Bustamante nicht ausgerechnet jetzt zu sich gerufen hätte.

Vor drei Tagen hatte es Mauricio gewagt, Gottes Timing in Frage zu stellen. Jetzt wurde er wieder einmal daran erinnert, dass *El Todopoderoso* genau wusste, was er tat.

*

Der Staub in Odessa hatte sich kaum gelegt, als es zu ersten Reaktionen kam.

Es begann auf die schlimmstmögliche Weise. Ein Evo namens Mohinder Suresh übernahm die Verantwortung für den Anschlag in einer verbitterten, ausfallenden Tirade gegen die Menschen und ihre Vorurteile. Politiker und Regierungen auf der ganzen Welt konterten mit Verachtung und Kampfansagen, und das wütende Spektakel wurde immer lauter, da es der